

Dynamik des Narrativen – eine
postkoloniale Analyse am Beispiel
von Selbstnarrationen aus
erziehungswissenschaftlicher
Perspektive

Narratio Aliena?

*Studien des Bonner Zentrums für
Transkulturelle Narratologie (BZTN)*

Editor

Stephan Conermann

(Abt. für Islamwissenschaft)

Band 9

Editorial Board

Maria Susanna Cipolletti	(Abt. für Altamerikanistik)
Amr El Hawary	(Abt. für Ägyptologie)
Marion Gymnich	(Abt. für Moderne englische Literatur und Kulturwissenschaft)
Konrad Klaus	(Abt. für Indologie)
Ludwig Morenz	(Abt. für Ägyptologie)
Harald Meyer	(Abt. für Japanologie und Koreanistik)
Eva Orthmann	(Abt. für Islamwissenschaft)
Peter Schwieger	(Abt. für Mongolistik und Tibetkunde)

Claudia El Hawary

Dynamik des Narrativen – eine
postkoloniale Analyse am Beispiel
von Selbstnarrationen aus
erziehungswissenschaftlicher
Perspektive



EBVERLAG

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch, einschließlich aller seiner
Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen sowie die
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Umschlaggraphik: © Wübbelin / Agentur Cows

Gesamtherstellung: Rainer Kuhl

Copyright ©: EB-Verlag Dr. Brandt
Berlin 2016

ISBN: 978-3-86893-210-2

Internet: www.ebverlag.de
E-Mail: post@ebverlag.de

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Einführung	9
2. Selbstnarrationen als Gegenstand der Forschung	12
2.1 Autobiografien und autobiografische Romane – ein kurzer Überblick	12
2.2 Erziehungswissenschaftliche Autobiografieforschung	18
2.3 Migrationsliteratur	24
2.4 Schreiben in der Zweitsprache – „in-between“	26
2.5 Untersuchte Literatur	30
3. Methoden zur Analyse der Selbstnarrationen	34
4. Textanalyse der Selbstnarrationen	81
4.1 Die Textur eines gescheiterten Helden. Eine synchrone Analyse zu Al-Mozanys „Der Marschländer“	81
4.2 Die Genese einer literarischen Selbstnarration. Eine diachrone Analyse zu Al-Mozanys „Der Marschländer“	119
4.3 Die Textur einer Ontogenese des Selbst. Eine synchrone Analyse zu Farhat-Nasers „Thymian und Steine“	154
4.4 Die Selbstnarration einer palästinensischen „Herstory“. Eine diachrone Analyse zu Farhat-Nasers „Thymian und Steine“	172
5. „Entangled Theories“. Eine Erweiterung der Textanalyse	194
5.1 Postkoloniale Theorien	194
5.2 Narrative Identität	215
5.3 Narrative Diaspora	228
6. Zur Poetik der Kultur. Eine abschließende Textinterpretation	239
6.1 Zusammenfassender Vergleich der literarischen Werke „Der Marschländer“ und „Thymian und Steine“	240
6.2 „Gastarbeiterliteratur“ im Handwörterbuch Ausländerarbeit	244
6.3 Abschließende Vergleichsanalyse	246

7. Pädagogischer Ausblick	255
Literaturverzeichnis	258

Vorwort

Diese Dissertation wurde von der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im April 2015 angenommen.

Das Verfassen eines Romans oder einer Autobiografie hat in der Komplexität seines Entwicklungsprozesses weitreichende Konsequenzen bei der Identitätsbildung, der Verarbeitung einschneidender Erlebnisse, bei der Bildung von Zugehörigkeiten, der Entwicklung von Handlungsstrategien oder bei der Wahl der Sprachheimat.

Meine interdisziplinäre Untersuchung zeigt den Zusammenhang von Schreiben und Bildung und wie Literatur mit den dabei zu beobachtenden Phänomenen unserer heutigen Migrationsgesellschaft entsteht. Die untersuchten Werke, der Roman „Der Marschländer“ von Hussain Al-Mozany und die Autobiografie „Thymian und Steine“ von Sumaya Farhat-Naser, zeigen einen hohen Grad an Reflexivität, eine sehr differenzierte Darstellung verschiedener teils widersprüchlicher Argumente und Denkmuster und bringen den Kampf um die Deutungsmacht hervor.

Die Untersuchung zeigt auch die Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit von Identitätsentwürfen in einer postmodernen, postkolonialen Gesellschaft. Daher ist auch das Forschungsinstrumentarium interdisziplinär. Es vereint narrative Methoden der Erzählforschung mit postkolonialer Analyse, einer diachronen Betrachtungsweise und einem kontrapunktischen Vergleich im Sinne des New Historicism und kann dadurch das Material re-individualisieren, lebendig und unabgeschlossen erscheinen lassen. Meine Arbeit hat auch gezeigt, wie fruchtbar interdisziplinäre Untersuchungsgegenstände und Methoden sein können.

Es gibt Dissertationen, die „perfekt“ sind, und es gibt Dissertationen, die „fertig“ sind. Eine Dissertation anzufertigen, ist ein Marathonereignis, und an dieser Stelle möchte ich daher all den Personen danken, die – offensichtlich oder im Verborgenen – geholfen haben, die Dissertation „fertig“ zu stellen.

Mein besonderer Dank gilt deshalb zunächst meinem Doktorvater Prof. Dr. Hans-Joachim Roth für seine konstruktiven Anmerkungen und Anregungen, seine Unterstützung meiner interdisziplinären oft quer liegenden Ideen und

nicht zuletzt auch für die Erstellung zahlreicher Gutachten während des gesamten Dissertationsprozesses.

Ich danke ausdrücklich meinem Zweitgutachter und Herausgeber der Reihe „Narratio Aliena?“ Prof. Dr. Stephan Conermann, der mich sowohl moralisch als auch finanziell bei der Erstellung und Veröffentlichung dieses Werkes unterstützte.

Ich habe diese Dissertation mit einem Promotionsstipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung angefertigt, der ich auch für die besondere Unterstützung von Promovierenden mit Abschlüssen des zweiten Bildungsweges und mit Kindern danken möchte.

Mein Dank gilt auch Herrn Rainer Kuhl vom EB-Verlag für die Veröffentlichung in dieser eleganten Form und für die Hilfe bei der Erstellung der Endfassung sowie Andreas Blasius für das sorgfältige Korrekturlesen der zu veröffentlichenden Arbeit.

Für die Unterstützung bei der Literaturrecherche im arabischen Sprachraum danke ich insbesondere Ezzat El Hawary. Für moralische und vor allem pädagogische Unterstützung danke ich herzlich Afaf Suleyman, Annie Kawka-Wegmann, Anne Recla und meinen Freundinnen Andrea, Regina und Sabine.

Für das mehrfache sorgfältige Korrekturlesen der Rohfassungen danke ich von Herzen meinem Vater Erich Höbermann und für die Einhaltung einer work-food-balance und das Zurverfügungstellen eines Arbeitsplatzes danke ich aus tiefem Herzen meiner Mutter Ursula Höbermann.

Für Ihren Mut zum Weitermachen, wenn meiner mich verlassen hatte, und für die Geduld, mich zu begleiten bin ich Amr, Naima und Maj zutiefst dankbar.

1. Einführung

In einem kurzen Essay mit dem Titel „In der Fremde schreiben“ fasst der Schriftsteller Dimitré Dinev die Lage der schriftstellerisch tätigen Migranten wie folgt zusammen:

„Also, um in der Fremde schreiben zu können, muss man in der Fremde leben. Eine logische, für den Verstand sehr einfache Bedingung. Um in der Fremde leben zu können, muss man allerdings zuerst in die Fremde gelangen. Eine genau so logische, aber für den Körper sehr anstrengende Bedingung. [...] Um in der Fremde zu schreiben, muss man über Grenzzäune springen, oder darunter durchkriechen, egal ob es schneit oder regnet, man muss schneller als die Grenzpolizisten zweier Länder sein, in manchen Fällen ist auch Schwimmpraxis erforderlich [...]. Ist man nun endlich in der Fremde, muss man den kürzesten Weg zu einem Lager finden, denn es mag sein, dass es nicht einfach ist, in die Fremde zu gelangen, aber noch schwieriger ist es, in der Fremde zu bleiben. [...] Die Fremde kann dich abschieben. Was in der Heimat die Verbannung ist, ist in der Fremde die Abschiebung. Nur dass man viel leichter abgeschoben als verbannt werden kann. [...] In der Fremde zu schreiben bedeutet, zu schreiben, nachdem man zehn Stunden gearbeitet oder acht Stunden Arbeit gesucht hat. In der Fremde zu schreiben bedeutet oft, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Heim, ohne Halt, ohne Papiere, ohne Meldezettel, ohne Arbeits- und ohne Aufenthaltsbewilligung zu schreiben. Es bedeutet, auch dann zu schreiben, wenn man keine Bestätigung seiner Existenz hat. [...] Es ist ein langer Weg, bis man in die Fremde gelangt, aber noch länger ist der Weg der Hand bis zur Feder. Sollte man aber auch diesen gehen und das erste Wort niederschreiben und danach das nächste, bis das Blatt genauso schwarz wie weiß ist, sollte man also eines Tages doch in der Fremde weiterschreiben, oder auch erst damit beginnen, dann hat man das begriffen, was jeder Autor irgendwann erfährt, nämlich, dass das Wort seine Heimat ist“ (Dinev 2006, S. 209–210).

Bereits in diesem kleinen Text lassen sich alle Elemente meiner Forschungsarbeit wiederfinden. Der Schriftsteller ist zugleich Migrant.¹ Er musste sein Land verlassen und in die „Fremde“ gehen. Er hat die deutsche Sprache erst im Erwachsenenalter erlernt, beherrscht sie jedoch derart, dass er diesen Text in der neu erworbenen Sprache Deutsch verfasst. Sein Text ist autobiografisch und zählt zur sogenannten Migrationsliteratur. Der Text beinhaltet sowohl die Thematisierung des Exils als auch den steinigen Bildungsweg zum Schriftsteller in Deutschland.

An diesem kleinen Text lassen sich auch die Fragestellungen meiner Arbeit exemplarisch aufzeigen:

- Wie kann man anhand eines autobiografischen Textes die Dynamik, Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit von Identitätswürfen zeigen?
- Wie kann ein autobiografischer Text als schriftliches und öffentliches Dokument biografischer Selbstkonstruktion ein Mittel der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung sein?
- Wie erfolgt die Rekonstruktion der Wirklichkeit, und wie wird die Migrationserfahrung in der Rekonstruktion dargestellt, und wie fügt sie sich in den Lebenslauf ein?
- Wie kann die erziehungswissenschaftliche Autobiografieforschung postmoderne und postkoloniale Konzepte der Migrationsforschung für sich nutzbar machen?
- Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Biografieforschung und für die Interkulturelle Pädagogik?

Neben dem Versuch, eine erziehungswissenschaftliche Lektüre literarischer Texte vorzunehmen, geht es auch darum, ein geeignetes Forschungsinstrumentarium für die Analyse solcher Texte zu entwickeln. Da ich die Autobiografie bzw. den autobiografischen Roman – im Gegensatz zur gängigen Meinung in der Literaturwissenschaft – als literarischen Text behandle, ist es mir möglich, die dazu passenden Forschungsinstrumente der klassischen und postklassischen Narratologie und damit ein neues Instrumentarium zur Analyse narrativer Texte (hierzu könnte auch das narrative Interview zählen) anzuwenden.

¹ Im Folgenden wird aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung meist nur die männliche Form verwendet. Es sind jedoch stets Personen männlichen und weiblichen Geschlechts gleichermaßen gemeint.

Im Folgenden werde ich daher in Kapitel 2 Selbstnarrationen als Gegenstand der Forschung vorstellen, dazu gebe ich einen kurzen Überblick zu Autobiografien und autobiografischen Romanen, zur Erziehungswissenschaftliche Autobiografieforschung und der Stellung der Migrationsliteratur, zum Schreiben in der Zweitsprache und stelle die für meine Untersuchung ausgewählte Literatur vor.

In Kapitel 3 werde ich die Methoden der synchronen und diachronen Analyse sowie des New Historicism ausführlich darstellen. In Kapitel 4 werden exemplarisch die synchronen und diachronen Analysen an den in Kapitel 2.5 vorgestellten Texten durchgeführt. Anschließend werde ich in Kapitel 5 die Analysen mit den postmodernen/post-kolonialen Konzepten der Migrationsforschung wie Postkoloniale Theorien, Narrative Identität und Narrative Diaspora verknüpfen. In einem weiteren Schritt werden die beiden Untersuchungen zu den literarischen Texten miteinander verglichen und zuletzt mit einem exemplarischen pädagogischen Text der Entstehungszeit der literarischen Texte verglichen, um die sich zeigenden Diskursfäden im Sinne des New Historicism zu extrahieren. Durch diese Vorgehensweise lässt sich die Komplexität und Dynamik der Texte aufzeigen und einem verkürzten Blick auf Migranten entgegenwirken.

2. Selbstnarrationen als Gegenstand der Forschung

In diesem Kapitel stelle ich die von mir gewählte Literatur in einen Forschungszusammenhang. Dazu gebe ich in Kapitel 2.1 zunächst einen kurzen Überblick über die Erforschung von Autobiografien bzw. autobiografischen Romanen und ihrer Kategorisierung im Allgemeinen. Anschließend stelle ich in Kapitel 2.2 die bisherige Forschung zur Autobiografie in der Erziehungswissenschaft vor. Weiterhin gehe ich in Kapitel 2.3 auf die sog. *Migrationsliteratur* im Speziellen ein, da die von mir gewählten Werke dieser zuzurechnen sind. Da es sich weiterhin bei der von mir gewählten Literatur um Erzählungen handelt, die in einer neu erworbenen Sprache bzw. in der Zweitsprache der Autoren verfasst wurden, befasse ich mich anschließend in Kapitel 2.4 mit den Besonderheiten dieses Schreibens in einer Zweitsprache. Schließlich stelle ich in Kapitel 2.5 kurz den von mir gewählten Gegenstand, d. h. die Autoren und ihre ausgewählten Erzählungen vor.

2.1 Autobiografien und autobiografische Romane – ein kurzer Überblick

Grundlage für jeglichen Versuch, eine Geschichte der Autobiografie nachzuzeichnen, ist Georg Mischs monumentales vierbändiges Werk „Geschichte der Autobiographie“, deren erster Band 1907 erstmals erschien. Mit ihm liegt die erste und umfassendste historische Darstellung der Selbstbiografie vor. In seiner Einleitung zur Geschichte der Autobiografie betrachtet Misch diese als eine „eigene Literaturgattung“ und zugleich als „elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“ (Misch 1949, S. 6). So befinden sich autobiografische Texte in einem spezifischen Spannungsfeld: Einerseits werden sie als Zeugnisse gelebten Lebens betrachtet, d. h. der Leser erwartet, dass in einer Autobiographie wahre Lebensgeschichten erzählt werden (vgl. auch Léjeunes autobiografischen Pakt). So stellt Richter fest, dass diese Rezeptionserwartung auch heute noch aktuell sei, da beispielsweise im „Spiegel“ Autobiografien nicht in der Rubrik „Literatur“, sondern unter „Sachtexten“ klassifiziert sind (Richter 2008, S. 19 FN 1). Andererseits sind Autobiografien jedoch auch und vor allem sprachlich gestaltete

Texte, die in eine mehr oder weniger ästhetische Form gebracht werden. Somit sind sie auch literarisch. Die Betrachtung als Literatur ist erneut Georg Misch zu verdanken, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine literarische Auseinandersetzung mit Autobiografien anregte, dennoch wurde diese auch noch Jahrzehnte nach dem Erscheinen seiner „Geschichte der Autobiographie“ nicht als Forschungsgegenstand anerkannt und Autobiographik galt nicht als Literatur. Heute hat sich diese Einsicht jedoch durchgesetzt; beispielsweise spricht auch Wagner-Egelhaaf vom „Grenzgängertum zwischen Geschichte und Literatur“ (2005, S. 1), einer Zwischenstellung zwischen historischem Zeugnis und literarischem Kunstwerk. So ist die Autobiografie und ihre Beziehung zwischen Fakt und Fiktion immer wieder Gegenstand der theoretischen Reflexion, und die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit eines geschlossenen Selbstzeugnisses wird insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem autonomen Subjekt bis hin zu dessen Verschwinden im Rahmen des sogenannten *linguistic turn* neu diskutiert. Sprinker erklärt 1980 gar „The End of Autobiography“ (Sprinker 1980) als Gattung aufgrund der Zweifelhafteit der bis dahin als gültig anerkannten Gattungsmerkmale.

Als für die europäische Gattung der Autobiografie grundlegendes Werk werden die *Confessiones* herangezogen, die um das Jahr 400 v. Chr. von Augustinus von Hippo (354–430) verfasst wurden. Dabei wurde als konstitutiv für diese Gattung „die kontinuierliche Darstellung eines Lebenszusammenhangs und die Reflexion des Schreibenden auf das eigene Ich“ (Wagner-Egelhaaf 2005, S. 112) erachtet. Die Aufzeichnungen der *Confessiones* befassen sich hauptsächlich mit Augustinus’ Bildungsgeschichte und der Bekehrung des in Nordafrika als Sohn einer christlichen Berberin aufgewachsenen späteren Bischofs von Hippo (heute Annaba in Algerien). In dieselbe autobiografische Tradition werden die Werke von Rousseau (*Confessions* 1782) und Goethe (*Dichtung und Wahrheit* 1811–1833) gestellt. Paradigmatisch, so Richter, stehen letztere für einen Höhepunkt der Autobiografie, „in der sich vor allem die konstituierende bürgerliche Schicht ihrer Individualität versichert“ (Richter 2008, S. 22). Georg Misch – ein Schüler Diltheys und dessen Schwiegersohn – reiht sich in die hermeneutische Schule ein, die in der Autobiografie die zentrale Möglichkeit des Verstehens eines Subjekts sieht, da der dargestellte Mensch und das verstehende Objekt identisch seien. Die Autobiografie ist daher für Misch die „Äußerung des Wissens des Menschens von sich selbst“ (Misch 1949, S. 10). Die Geschichte der Autobiografie ist für Misch damit zugleich die Geschichte des Bewusstseins über das eigene Selbst. Für die traditionelle

Autobiografieforschung ist der Gedanke des sich selbst verstehenden Subjekts paradigmatisch.

Im Folgenden erhielt die Autobiografieforschung durch die poststrukturalistische und dekonstruktivistische Subjekt- und Sprachkritik neue Impulse. So postuliert Foucault die unauflösliche Verwobenheit von Sprache und Subjektivität, d. h. „daß wir vor dem geringsten gesprochenen Wort bereits durch eine Sprache beherrscht und von ihr durchdrungen sind“ (Foucault 1980, S. 364). Der sog. *linguistic turn* leitete eine sprachwissenschaftliche Wende ein, die das traditionelle binäre Form-Inhalt-Schema grundsätzlich in Frage stellte (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 10ff.). Damit wurde die Vorherrschaft des Inhalts gegenüber der Form abgelöst. Nicht mehr der Inhalt an sich, sondern sein sprachlicher Ausdruck, wie über die Dinge gesprochen wird, wurde untersucht. Es rückte nun die sprachliche Verfasstheit von Subjektivität und Individualität in den Mittelpunkt und wurde zum einen dekonstruiert (Derrida), zum anderen diskursanalytisch betrachtet (Foucault), d. h. über die Dekonstruktion hinaus vor allem auch auf die gesellschaftlichen Bedingungen der Verwendung der Sprache in ihrer Manifestation der Macht hin untersucht. Der *linguistic turn* bezeichnet dabei die „sprachphilosophische Abkehr von der Bewußtseinsphilosophie und deren Postulat, dem Primat eines trans- oder vorsprachlichen sinnkonstitutiven Subjekts“ (Finck 1999, S. 28). Insofern spricht die Linguistik auch von der Selbstreferenzialität von Sprachen, ob der Abwesenheit eines Außerhalb der Matrix. Ein Text kann sich immer nur auf sich selbst beziehen, eine Sinnhaftigkeit ist grundsätzlich durch die Sprache gegeben, da die Sprache kein „Außen“ hat:

„Wenn nichts jenseits einer sprachlichen Affiziertheit zugänglich ist, weil eben dieser Zugang zur Welt immer nur im Medium der Sprache geschieht, damit aber nie das Reich der Zeichen hinter sich läßt, dann ist das, worauf das Zeichen deutet, selbst wiederum Zeichen“ (Finck 1999, S. 28).

Das Subjekt wird erst durch die Sprache konstituiert (vgl. auch Butler 1991).² Somit kann in der Postmoderne jede Wirklichkeit nur mittelbar über die Spra-

² Sprache konstituiert den Menschen performativ, seine Identität entsteht durch die Sprache: „Ist ‚weiblich sein‘ eine ‚natürliche Tatsache‘ oder eine kulturelle Performanz? Wird die ‚Natürlichkeit‘ durch diskursiv eingeschränkte performative Akte konstituiert, die den Körper durch die und in den Kategorien des Geschlechts (*sex*) hervorbringen?“, Butler 1991, S. 9 (Hervorh. i. O.). In ihrem Werk „Psyche der Macht“ geht sie ausführlich auf den Subjektbegriff ein und weist darauf hin, dass das

che erfasst werden. Auch die Vergangenheit erreicht uns nur in textualisierter Form (schriftlich oder mündlich). Finck erscheint eine weitgehende Revision des traditionellen Verständnisses autobiografischen Schreibens notwendig, denn das autobiografische Bemühen um Selbsterkenntnis wäre nach traditionellem Verständnis ein Akt, der zum Scheitern verurteilt ist, da er das zu beschreiben versucht, was er erst hervorbringt. Weiterhin stellt sie fest, dass mit der Behauptung jedweder sprachlichen Bedingtheit nicht die Realität verschwindet, jedoch die Illusion ihrer Unbedingtheit, der Mythos des Gegebenen (vgl. Finck 1999, S. 38ff.). So betont auch Derrida, dass der Sinn nicht da entstehe, wo Signifikant und Signifikat deckungsgleich sind (vgl. Kap. 3 Methoden), sondern er zeigt sich in einer „Art von Nicht-Ort, worin sich ein unendlicher Austausch von Zeichen abspielt“ (Derrida 1976, S. 424), dem Ort, den er auch als *différance* bezeichnet. Sprache ist also kein frei schwebender Verweisungszusammenhang linguistischer Zeichen, sondern – so Finck – bedürfe vielmehr der Kontextualisierung durch die Lebenswelt, diese aber kann nie losgelöst von der Sprache existieren. So ist in einer „Welt als Text“ die Sprache unsere Lebenswelt (vgl. Finck 1999, S. 40ff., Bachmann-Medick 2004, S. 30ff.)!

Einen weiteren Impuls erhielt die Autobiografieforschung durch die Öffnung hin zu den Kulturwissenschaften und durch den Einfluss postkolonialer Theorien. Nach dem *linguistic turn* rücken heute Fragen der Wechselwirkung zwischen Text und Kontext in das Zentrum des Interesses. So postuliert beispielsweise Bachmann-Medick, dass die *cultural turns*³ wegführen von der Vorherrschaft der Repräsentation und damit der Selbstreferenzialität hin zur Materialität von Erfahrung und Geschichte (2006, S. 8f.). Sie fordert das Ende der Interpretation von Bedeutungen und stattdessen die „Untersuchung der Textabhängigkeit von Kulturrepräsentationen“ (Bachmann-Medick 2004, S. 31). Nach Richter führte dies zu einer „Rückkehr des Referenten“ (2008, S. 62), d. h. das autobiografische Ich wird nicht losgelöst von der historisch-kulturellen Situation betrachtet. Dies habe Auswirkungen auf die Praxis der Textanalyse, der theoretischen Konzeption und den methodischen Zugang zu

Subjekt nicht mit der Person oder dem Individuum zu verwechseln bzw. austauschbar sei: „Die Genealogie des Subjekts als kritische Kategorie jedoch verweist darauf, daß das Subjekt nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, sondern vielmehr als sprachliche Kategorie aufzufassen ist, als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur“ (S. 15).

³ Z. B. interpretive turn, performative turn, reflexive turn, postcolonial turn, translational turn, pictorial/iconic turn, spatial turn u. a. (Bachmann-Medick 2006).

autobiografischen Texten. In diesem Zusammenhang bestand auch Eakin auf der wechselseitigen Durchdringung von Text-Ich und Kontext (1992, S. 72ff.). So sei der kulturelle Hintergrund ein entscheidender Faktor, der nicht nur die Identität, sondern auch die Art der narrativen Repräsentation einer Lebensgeschichte beeinflusse. Richter schließt: „Das autobiographische Ich entwirft sich demnach in einer Situation der kulturell determinierten Intertextualität, es kann nicht aus dem diachronen und synchronen Zusammenspiel von Texten herausgelöst werden, in denen sich ein spezifisches Selbst-Konzept aktualisiert“ (2008, S. 64). So müssen wir denn wohl auch einsehen, dass europäische Analysekatoren auf die europäische Literatur zugeschnitten sind und wir diese Kategorien nicht ohne weiteres auf Literaturen außerhalb dieses Kontextes anwenden können.

Nach Richter konzeptualisiert die europäische Autobiografiethorie literarische Ich-Entwürfe, die im Zuge der Aufklärung und der Individualisierung der europäischen Gesellschaften entstanden sind (vgl. Richter 2008, S. 64). Daher richten sich auch die theoretischen Definitionen an europäischen Konzepten von Identität und Selbst aus. Das traditionelle Autobiografiekonzept impliziert Normativität von weiß, männlich, in der Regel bürgerlich. So spricht auch Wagner-Egelhaaf von der „Great White Man tradition“ (2005, S. 91). Im postkolonialen Kontext bilden jedoch autobiografische Texte von Autoren aus kulturell hybriden Räumen das Feld der Analyse, in denen sich verschiedene Konzepte des Selbst sowie unterschiedliche autobiografische Texttraditionen vielfältig überlagern und ineinander laufen.

Zahlreiche europäische Studien vertreten die These der Autobiografie als geografisch und kulturell begrenzt auftretende Gattung.⁴ Der Ursprung der Autobiografie wird in Europa, in der okzidentalen, christlichen Kultur gesehen. Autobiografie jenseits des europäischen Raums ist als Folge des Imperialismus ebenfalls dem europäischen Kontext zuzuschreiben (vgl. Richter, S. 26ff.). So heißt es in der kulturessentialistischen, kolonialistischen (und rassistischen) These, die Autobiografie gehöre „zu den Neubildungen höherer Kulturstufen“ (Misch 1949, S. 6). Erklärt wird beispielsweise der Mangel an „qualitativen“ Autobiografien im arabischen Raum damit, dass der Einzelne sich dort – im Gegensatz zum aufgeklärten Westen – über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe definiere und somit über eine Gruppenethik, die der Konzeption des Selbst als Individuum entgegenwirke.⁵ Somit wird das individuelle

⁴ Vgl. z. B. Gusdorf 1956; Pascal 1965.

⁵ Vgl. hierzu beispielsweise Déjoux 1991 oder Chérif 1995.

Ich als Norm gesetzt und anhand der Ausarbeitung der Mängel und Defizite der arabischen Texte können diese nicht als „echte“ Autobiografien bezeichnet werden:

„Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass diese in ein hermeneutisches Verständnis der Autobiographie eingebettete Forschungsperspektive davon ausgeht, dass Autobiographien in präkolonialen Literaturen inexistent sind. Operiert wird mit einem normativen Gattungskonzept, das für die Autobiographie die Erzählung einer individuellen Lebensgeschichte fordert. Literarische Lebensentwürfe, die von diesem Schema abweichen, werden als ‚unechte‘, als ‚uneigentliche‘ Autobiographien klassifiziert und vom Kanon ausgeschlossen (Richter 2008, S. 31 ff.).

Neuere Studien über die Tradition autobiografischen Schreibens im arabischen Sprachraum weisen jedoch nach, dass sich in der arabischen Literatur, unabhängig von westlichen Einflüssen, eine Tradition autobiografischen Schreibens entwickelt hat.

So untersuchte Dwight F. Reynolds in einer Forschergruppe 140 klassische arabische Texte in Bezug auf ihren autobiografischen Gehalt und konstatierte eine eigene autobiografische Schreibtradition für den arabischen Raum beginnend mit dem 7. Jahrhundert nach Christus, spätestens mit dem 12.–14. Jahrhundert könne man von der Bewusstheit der Autobiografen für einen *autobiografischen Akt* sprechen (Reynolds 2001, S. 242ff.). Da die Autoren eine grundsätzliche Zurückhaltung aufweisen, ihr eigenes *privates* Leben darzustellen, wenden sie Strategien an, die eine Autobiografie als solche für europäische Forscher nicht erkennen lassen. So wenden sie beispielsweise legitimierende Strategien an, die ihre Schriften in eine Genealogie einfügen. Die eigene Geschichte wird immer vor dem eigenen familiären Hintergrund („vertical“ und „genealogical“, Reynolds 2001, S. 244) geschildert oder in eine Schreibtradition (z. B. als Schüler von ...) eingereiht. Persönliche Gefühle oder Motivationen, „the ‚inner‘ self“ (Reynolds 2001, S. 245) werden in poetischer Sprache oder durch Erzählung von Visionen oder traumartigen Sequenzen ausgedrückt (verschlüsselt). Viele Autobiografien sind in der dritten Person verfasst, um Distanz zu schaffen. Zudem sind die Schriften nicht chronologisch, sondern oftmals thematisch, episodentypisch geordnet, beispielsweise gibt es separate Kapitel für Lehrer, Familiengeschichte usw. Oftmals stellen die einzelnen Werke eines Autors nur einen Teil seiner Arbeit

dar und sind mit den übrigen Werken desselben durch vielfältige intertextuelle Verweise verbunden.

So sind die von mir zu untersuchenden Texte nicht nur ein autobiografisches Zeugnis eines Autors, der von (sich selbst) im Spannungsfeld verschiedener Kulturen erzählt, sondern zugleich auch Zeugnisse der Hybridisierung unterschiedlicher Schreibtraditionen. Konzeptionell lassen sie sich im Feld der postkolonialen Erzähltheorie verankern. Damit bildet der Begriff der Hybridität das Zentrum der Auseinandersetzung mit diesen postkolonialen autobiografischen Texten:

„In postkolonialen Räumen überlagern und verweben sich nicht nur verschiedene Kulturen, sondern auch Literaturen und Texttraditionen; dabei entstehen Formen der Narration, die ihren Ursprung in einer spezifischen Nationalliteratur oder sogar der Literatur eines Kulturraums verlieren“ (Richter 2008, S. 16).

2.2 Erziehungswissenschaftliche Autobiografieforschung

Die Analyse von Autobiografien ist in der Erziehungswissenschaft innerhalb der Biografieforschung angesiedelt. Nach Schulze bildet den Kern dieses Ansatzes „die autobiographische Reflexion und Konstruktion von Erfahrung im Horizont einer individuellen und kollektiven Geschichte“ (Schulze 1993a, S. 33). Dabei geht es speziell um Lebenserfahrung, die im Zusammenhang mit dem biografischen Prozess entsteht und die sich auf die Gestaltung dieses Prozesses bezieht. In dieser Forschungsrichtung versammeln sich unterschiedliche offene Forschungsansätze der qualitativen Forschung, so z. B. qualitative Befragungsverfahren (narrative Interviews, Gruppendiskussionen, Leitfadeninterviews, problemzentrierte Interviews, fokussierte Interviews) und Beobachtungsverfahren (teilnehmend, nicht-teilnehmend, offen, verdeckt) (vgl. hierzu Flick et al. 2000, Kap. 8–10, 12). Ihnen gemein ist das Interesse an der Biografie. Schulze definiert den Gegenstandsbereich der Biografie als mehrdeutig:

„Mit dem Wort ‚Biographie‘ meinen wir zunächst einen Text, in dem die Geschichte eines einzelnen menschlichen Lebens erzählt oder beschrieben wird, dann aber auch das Leben selbst, das in diesem Text als eine Geschichte erzählt oder beschrieben wird. Und beides setzt ein Drittes voraus: ein ‚bio-

graphisches Subjekt', das Träger oder ‚Held‘ dieser Lebensgeschichte ist und das in einer Autobiographie zugleich zu ihrem Erzähler wird“ (Schulze 1997, S. 323).

Man könne dann weiterhin differenzieren in mündlich, schriftlich, selbst oder von anderen verfasste Biografie. Die Biografie beinhalte ein gelebtes Leben, die innere Seite bzw., biologisch gesehen, den Lebenszyklus; zugleich eine äußere Seite, der gesellschaftlich vorbestimmte Lebenslauf und die individuelle Erfahrung, eine sog. Lebensgeschichte. Auch das Subjekt erhält in unterschiedlichen Zusammenhängen verschiedene Dimensionen, die durch Begriffe wie „Ich“, „Selbst“, „Identität“, „Individualität“ usw. ausgedrückt werden (vgl. Schulze 1997, S. 323ff.). Das erziehungswissenschaftliche Erkenntnisinteresse, so Schulze weiter, richte sich auf die Innenseite der Biografie, das biografischen Subjekt, sein Selbstverständnis und seine Sinnsuche auf dem Weg zu seiner eigenen Biografie.

Blickt man zurück, so kann man feststellen, dass das Interesse an Biografien in der Pädagogik eine lange Tradition hat. So wird, nach von Felden, besonders im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, in dem die Zahl der Selbstdarstellungen und autobiografischen Schriften sprunghaft ansteigt (vgl. Niggel 1998 und 1. Kapitel), der Zusammenhang von Bildung und autobiografischen Zeugnissen in den Blick genommen (vgl. von Felden 2008, S. 8f.), da Pädagogik auf die Erziehung, Bildung und das Lernen des Einzelnen zielt und die individuellen Selbstdarstellungen und Selbstreflexionen über den jeweiligen Entwicklungsprozess Zeugnis ablegen (vgl. Herrmann 1990). Als bekannte Beispiele sind hier Rousseaus „Bekenntnisse“ (1780), Moritz' „Anton Reiser“ (1785–1790) und Goethes „Dichtung und Wahrheit“ (1782) zu nennen. So hält von Felden in Bezug auf Herrmann (1990) fest, dass autobiografische Darstellungen im 18. Jahrhundert als empirische Grundlage für die Entwicklung einer praktischen Erziehungslehre und einer wissenschaftlichen Pädagogik galten (vgl. von Felden 2008, S. 8). Die Tradition wurde jedoch nicht fortgeführt, sondern erlangte erst im 19. Jahrhundert durch Wilhelm Dilthey erneute Bedeutung. Dieser betonte in seinen Schriften die Bedeutung der Selbstbiografie für die Geisteswissenschaften – in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften (vgl. 1970, S. 244). So ist die Selbstbiografie „die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt“ (ders., S. 246). Derjenige, der den Lebenslauf verstehe, sei identisch mit dem, der ihn hervorgebracht habe. Hieraus ergebe sich eine besondere Intimität des Verstehens. Trotz Diltheys großen Einflus-

ses auf die geisteswissenschaftliche Pädagogik, so von Felden weiter, wurden seine Anregungen jahrzehntelang nur in einzelnen Arbeiten aufgegriffen, jedoch nicht systematisch aufgenommen. Maßgeblich für einen Neubeginn seien die Ergebnisse der Arbeitsgruppe „Wissenschaftliche Erschließung autobiographischer und literarischer Quellen für pädagogische Erkenntnis“ auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft 1978 in Tübingen, die in dem Tagungsband „Aus Geschichten lernen“ herausgegeben von Dieter Baacke und Theodor Schulze 1980 erschienen. Diese Forschungsrichtung stieß in den folgenden Jahren auf großes Interesse und fand in vielen Arbeiten ihren Niederschlag. Es entwickelte sich eine neue Forschungsrichtung, die sich als *erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* etabliert hat und eine eigenständige Teildisziplin stellt (s. z. B. Krüger/Marotzki 1999).

Jedoch muss man feststellen, dass die Entwicklung dieser Teildisziplin der hermeneutisch und biografisch orientierten Erziehungswissenschaft sich vorwiegend auf mündliche autobiografische Stegreiferzählungen stützt, sog. narrative Interviews, und weniger auf literarische Texte. So stellen auch Koller/Rieger-Ladich in dem von ihnen herausgegebenen Band „Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane“ (2005) fest, dass die (Erzähl-)Literatur als Quelle wohl auf der Strecke geblieben sei (vgl. S. 7f.). Literatur im engeren Sinne, also ästhetisch gestaltete, oftmals fiktionale Texte, sog. „schöne“ Literatur, gehörten kaum zu den Gegenständen dieser Forschungsrichtung. So findet die Autobiografieforschung beispielsweise auch im „Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung“⁶ kein eigenes Forum. Dennoch haben sich Erziehungswissenschaftler mit der Frage der erziehungswissenschaftlichen Lektüre literarischer Texte beschäftigt. Als Vertreter sind hier Bokelmann (1979), Henningsen (1981), Fertig (1994) und insbesondere Mollenhauer (1991, 2000) und Oelkers (1985, 1991) zu nennen. Bokelmann beschäftigte sich mit der Analyse literarischer fiktionaler Texte zur Herausbildung der Erziehungswissenschaft als Handlungswissenschaft. Henningsen veröffentlichte 1981 einen Sammelband mit dem Titel „Autobiographie und Erziehungswissenschaft“. Bereits hier stellte er fest: „Anfang der 60er Jahre war das ‚und‘ in der Verbindung *Autobiographie und Erziehungswissenschaft* ungewohnt, in den folgenden Jahren wurde es zunehmend ungewohnter“ (kursiv im Original, Henningsen 1981, S. 7). Er weist hier auf drei Kriterien hin, die die Erforschung der Autobiografie für die Erziehungswissenschaft bedeutsam machen: Erstens seien Autobiografien histori-

⁶ S. FN 3.

sche Quellen, in denen pädagogisch relevante Sachverhalte zur Darstellung kämen, die sowohl in historischer als auch in systematischer Absicht verwertbar seien. Zweitens sei die Autobiografie erziehungswissenschaftlich interessant, da sie in einem direkten inneren Bezug zur Bildung stehe, denn sie sei der letzte, vom Autor selbst vollzogene Schritt zur Integration seiner Bildung, und drittens, sei die Autobiografie auch deshalb erziehungswissenschaftlich interessant, weil sie selbst Bildung intendiere, damit sei sie selbst ein Instrument der Bildung, wie Schulordnungen, Lehrpläne, Lehrbücher (Henningsen 1981, S. 21f.). Aus den vorliegenden neueren Schriften von Mollenhauer und Oelkers rekonstruieren Koller/Rieger-Ladich zwei Argumente, die literarische Texte für die Erziehungswissenschaft interessant erscheinen lassen (vgl. 2005, S. 8ff.): 1. (Mollenhauer) Literarische Werke behandeln Themen, die auch im Zentrum erziehungswissenschaftlicher Forschung stehen, dies aber in einer von der Wissenschaft deutlich unterschiedenen Art und Weise. Dabei dienen die literarischen Texte nicht nur als Datenlieferanten, also dem *Was*, sondern zeigen auch auf, welche pädagogischen oder bildungsrelevanten Einsichten durch das *Wie*, die Art des Erzählens, eröffnet würden. 2. (Oelkers) Literatur könne zwar das gleiche Thema wie Pädagogik darstellen, nämlich die Entwicklung von Subjektivität, thematisiere diese aber in völlig gegensätzlicher Weise, indem sie gerade das Scheitern bzw. die Beschädigung von Subjektivität beschreibe. So betont Mollenhauer stelle die Geschichtlichkeit der Gesellschaft und damit die Bedeutung historischer Schlüsseltexte für die Erziehungswissenschaft. Diese reflektieren die Integration eines bildsamen Individuums in die Kultur, weshalb wiederum eine Auseinandersetzung mit der kulturellen Überlieferung im Sinne einer pädagogischen Reflexion notwendig ist.

Im Vergleich zur qualitativen Forschung innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Biografieforchung blieb diese Richtung jedoch bisher ohne große Folgewirkung. So ist es denn auch vorwiegend die historische Pädagogik, die ein Interesse an autobiografischen Quellen aufweist. Neue Impulse erhielt die historische Sozialisationsforschung durch die „Oral-History“-Bewegung Ende der 70er Jahre, denn diese entwickelte das Verfahren des biografischen Interviews, das die Erziehungswissenschaft nun auch für die qualitative Biografieforchung übernahm, wobei die Grenze zwischen erziehungswissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Biografieforchung fließend ist. Auch sind sich die Wissenschaftler nicht einig, ob eine Grenzziehung überhaupt sinnvoll erscheint (vgl. dazu von Felden 2008, S. 10f.). Die autobiografische Stegreiferzählung, insbesondere in der Präzision von Fritz Schütze (1987), nimmt

denn auch den größten Raum der autobiografischen Erzählungen innerhalb der Erziehungs- und Sozialwissenschaften ein und hat sich in der Folge in der empirischen Sozialforschung entwickelt und ausgebaut. Koller/Rieger-Ladich plädieren dafür, auch die in den bisherigen Grenzräumen zwischen Literatur und Erziehungswissenschaft enthaltenen Anregungen aufzugreifen und fortzuführen, insbesondere jedoch auch den Untersuchungsgegenstand auf die Gegenwartsliteratur auszuweiten, denn bisher bliebe dies auf ältere Werke (Goethe, Kafka, Thomas Mann) beschränkt (vgl. 2005, S. 11). So erschien 2009 ein weiterer Band zum Thema „Figurationen von Adoleszenz“, in dem „Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II“ vorgenommen werden. Auch hier widmen sich die Autoren der literarischen Gestaltung des Themas aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. Noch einmal stellen sie fest, dass sich die sog. „dichten Beschreibungen“ (C. Geertz) insbesondere in der erzählenden Literatur finden lassen, „die nicht zuletzt aufgrund ihrer sprachlichen Differenziertheit oft weit detailreichere, sensiblere, nuanciertere und deshalb eben auch ungleich genauere Darstellungen liefert als in der empirischen Forschung verwendete ‚Daten‘, wie z. B. Interviews oder Beobachtungsprotokolle“ (Koller/Rieger-Ladich 2009, S. 8). Auch Schulze stellt fest, dass man im narrativen Interview Aufschlüsse über die Aufschichtungen, Prozessstrukturen, Themenschwerpunkte und die Präsenz der Lebenserfahrungen im Augenblick der aktuellen Vergegenwärtigung erhalte. Über bedeutsame Einzelerfahrungen und einzelne Elemente des Erfahrungszusammenhangs sowie Reflexionen können eher schriftlich hervorgebrachte Autobiografien aufschlussreich sein (vgl. Schulze 1997, S. 331) und – so möchte ich ergänzen – auch andere Formen autobiografischer Selbstzeugnisse, wie beispielsweise der autobiografische Roman. So möchte ich hier noch einmal Schulze zitieren, der folgende Konsequenzen in methodischer und inhaltlicher Hinsicht für die Rezeption der Autobiografie in der Erziehungswissenschaft konstatiert:

„1. Die Produktivkräfte, die im Innern der Gestaltung einer ‚Biographie‘ eines individuellen menschlichen Lebens wirksam sind, werden vornehmlich oder möglicherweise sogar ausschließlich in autobiografischen Äußerungen zugänglich. [...]

2. Autobiographien als ausformulierte Äußerungen der autobiografischen Reflexion liefern nicht nur Material für eine theoretische Konstruktion menschlichen Lebens; sie formulieren auch – offen oder implizit – theoretische Konstrukte, die das Material, das sie anbieten, bereits ordnen oder deuten. [...]

3. Der Vorzug der literarisch anspruchsvollen Autobiographien liegt unter anderem darin, dass ihre Verfasserinnen und Verfasser über eine entwickeltere Reflexions- und Darstellungskompetenz verfügen“ (Schulze 1991, S. 152).

Die Lebenserfahrung ist nur über die Erinnerung zugänglich, da die Aufmerksamkeit des Subjekts in der jeweiligen Situation ganz auf diese gerichtet ist und erst mit der Erinnerung an die Situation auch die damit gemachte Erfahrung in das Bewusstsein rückt. Dabei werden aber nicht nur Daten abgerufen, sondern die Information (Erfahrung) wird erst herausgearbeitet, so dass dieser Erinnerungsvorgang selbst einen produktiven Teil der Erfahrung darstellt. So sagt auch Finck: „Erfahrung ist nicht in dem Moment vollständig möglich, wo ein Ereignis geschieht, sondern erst in der ‚nachträglichen‘ Erinnerung. [...] Erinnern ist ein konstitutiver Akt, in dem das Subjekt seine Erfahrungen *macht*“ (Hervorh. im Original, Finck 1999, S. 72). Somit hat das Subjekt keinen unmittelbaren, intuitiven Zugang zu seiner Erfahrung, sondern ist an die Erinnerung geknüpft, diese ist wiederum begleitet von dem Prozess der Verdrängung. Erinnerung ist somit ein re-konstruktiver Akt, der immer auch die Möglichkeit des Unabschließbaren in sich birgt. Sie ist ein Entwurf, der immer auch auf das Nicht-Gesagte, das Verdrängte verweist. Im Gegensatz zur Stegreiferzählung geschieht dieser Prozess in einem autobiografischen Text jedoch bewusst und reflektiert. Dieser Prozess lässt sich in einer autobiografischen Schrift mit-lesen. Denn er wird, so Schulze, vorgestellt und in einer Geschichte entfaltet. Die Bedeutung der Lebenserfahrung findet damit in einer sprachlichen Äußerung Ausdruck, die narrativ und zugleich symbolisierend sei (Schulze 1997, S. 226f.). Das Subjekt ist also an einen narrativen Prozess gebunden, innerhalb dessen es versucht, zu erklären und zu verstehen. Den Sinn konstruiert es mit den Geschichten, die es erzählt und die ihm erzählt werden (Finck 1999, S. 80f.). Somit ist das Subjekt auch Teil kollektiver Geschichte, jedoch nicht im Sinne objektiver Geschehnisse, sondern in der Art und Weise, wie die in der Gruppe geteilten Lebenserfahrungen erzählt werden, wie sie sich gegenseitig Geschichten erzählten und wie sie gemeinsam erinnern. So sagt Birgit Griese eindrücklich:

„Würde innerhalb der Biographieforschung einmal weniger die Frage nach dem (unhintergehbaren) Geworden-Sein und einmal mehr die Frage danach gestellt, wie Identität sprachlich konstruiert und mit Sinn ausgestattet wird – es dürfte einiges hinsichtlich einer biographietheoretischen Fundierung und

der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit empirischer Analysen zu gewinnen sein“ (Griese 2008, S. 150).

2.3 Migrationsliteratur

Im Laufe der Jahre wurden viele Versuche unternommen, der Literatur der Migranten einen Namen zu geben. Anfang der 70er Jahre bezeichnete man sie als „Gastarbeiterliteratur“ oder „Literatur der Betroffenheit“, später als „Ausländerliteratur“, „Minderheitenliteratur“, „Literatur der Fremde“, „Migrantenliteratur“, „Migrationsliteratur“, „kleine Literatur“, „Exilliteratur“, ca. ab dem Jahre 2000 auch als „Interkulturelle Literatur“ oder „Literatur mit dem Motiv der Migration“ (vgl. Blioumi 2003, S. 243; Thore 2004, S. 37), und es dürften sich wohl noch weitere Bezeichnungen finden lassen. Durchsetzen konnte sich jedoch kein Begriff zur Bezeichnung dieses Literaturphänomens. Der Versuch einer Einteilung muss zwangsläufig scheitern. Wo setzt man die Unterscheidung an? Geht es nur um Migranten, die nicht Muttersprachler Deutsch sind oder auch um „Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“, die bereits mit der deutschen Sprache aufwuchsen? Hängt die Einteilung vom Pass, vom Sprachgebrauch oder vom Inhalt ab? Ist nur Literatur, die Migration thematisiert auch *Migrationsliteratur*? So stellt Chiellino denn auch fest, dass es müßig sei, „nach einer einheitsstiftenden Homogenität in dieser Literatur zu suchen“ (2000, S. 57). Erstaunlich ist, dass die Entstehung dieser Literatur bei den meisten Autoren erst mit dem Jahre 1955 datiert wird, im Zusammenhang mit der „Gastarbeiterpolitik“ der Bundesregierung in Deutschland. Hoff stellt in Ihrem Aufsatz „Literatur der Migration – Migration der Literatur“ denn auch fest, dass der Nationalliteraturbegriff der Neuzeit entstammt und durch die Entstehung der Nationalliteraturgeschichte im 19. Jhd. ins Leben gerufen wurde. In ihnen finde sich die Vorstellung, dass literarische Texte einer Nation und einer Literatur angehören (2008, S. 7). Zweifelhafte Anerkennung erfuhr die *Migrationsliteratur* mit der Einführung des von der Robert-Bosch-Stiftung finanzierten *Adelbert-von-Chamisso-Preises*. Seit 1985 (bis 2005 gemeinsam mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste) wird dieser Preis an „Autoren, deren Muttersprache und kulturelle Herkunft nicht die deutsche ist, die mit ihrem Werk einen wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Literatur leisten“ verliehen, so der Text der Homepage